













Christoph Hein  
Ein Wort allein für Amalia

*Mit Illustrationen  
von Rotraut Susanne Berner*



Insel Verlag



Insel-Bücherei Nr. 1479

© Insel Verlag Berlin 2020



Ein Wort allein für Amalia







*Brief der einundachtzigjährigen, verwitweten Post-  
rätin Maria Amalia Henneberg, geb. König, an  
die achtundvierzigjährige, verwitwete Margarete  
Blount, geb. Daveson.*

Hochzuverehrende, gnädige Dame!

Auf Ihr wiederholtes und drängendes Bitten hin und eigene Bedenken und Rücksichten beiseitelassend, will ich Ihnen die erbetene Nachricht nun doch zukommen lassen. Um des Andenkens Ihres armen Großvaters willen, den ich gut gekannt habe und den mein Vater zeit seines Lebens geschätzt hat.

Ich gebe Ihnen Auskunft, obgleich ich es müde geworden bin, über meinen teuren Vater zu sprechen.

Daran ist nicht allein mein hohes Alter gelegen, denn ich gehe mit Gottes Hilfe ins zweiundachtzigste Jahr, wiewohl ich bei ausreichender Gesundheit und gutem Verstand bin. Vielmehr ist es mir in den Jahren lästig geworden, zu Dritten – und seien es selbst mir werthe Leute – von dem geliebten Toten zu sprechen.



Mir begegnete gar zu viel nichtswürdige Neugier und – was schlimmer war und mir manche sorgenvolle Nacht bereitete – ein misslicher Gebrauch der von mir erschmeichelten Auskünfte. Zudem litt mein seliger Mann – der herzensgute Henneberg, mit dem ich zufriedene Tage verbrachte und der nun wohl bei meinen zweien Vätern sitzt und mit ihnen seines Malchens gedenkt – unter der großen Aufmerksamkeit, die man mir ob meines Vaters widmete. Ihn verdrossen nicht zu Unrecht die häufigen Besuche fremder Menschen. Denn es kamen nicht nur ehrenwerte und edle Männer, um eine Auskunft von mir zu erbitten, die anderenorts nirgends zu erhalten war, und nicht allein Besucher, die der Wunsch nach der Wahrheit vor meine Tür führte.

Es kamen äußerst unerwünschte Gäste. Schreiber von Tagesanzeigern, denen nichts an der Wahrheit und alles an einer auffälligen und verblüffenden Nachricht lag und die daher mir armem Weibe die Worte im Mund umdrehten und sie nach ihrer Manier so bürsteten und polierten, dass halbe Wahrheiten und ganze Lügen schließlich unter meinem Namen gedruckt wurden. Hinter der Maske wohlmeinender Freunde kamen Leute zu mir, denen nur daran gelegen war, das Andenken meines Vaters zu beschmutzen, und die sich meiner törichten Hilfe zu bedienen suchten, um ihre üblen Nachreden zu



stärken. Und es kamen schließlich junge Leute zu mir, von denen ich nichts Böses sagen will. Sie waren eben jung und hatten somit die Anmaßenheit und den Mutwillen ihres Alters. Und wenn auch ihr Interesse aufrichtig und von achtenswertem Eifer war, ihr Benehmen war es nicht und kränkte mich und meinen Mann und störte die Ruhe unseres häuslichen Lebens.

Aus diesen Gründen ziehe ich es seit langem vor, über diesen Gegenstand meiner Liebe zu schweigen, und sei es auch nur, weil ich schon längst zu viel darüber gesprochen habe.

Daher, liebe Dame, habe ich auf Ihre Briefe niemals geantwortet. Und wenn ich nun doch meinen Vorsatz breche – ach, ich habe so viele meiner besten Vorsätze gebrochen und mich immer wieder von fremden Gründen umstimmen lassen, dass ich mich selbst nicht allzu hoch achten kann –, so tue ich es um Ihres Vaters willen, des freundlichen und hilfreichen Herrn Alexander Daveson, dem viel Unglück auf dieser Erde zuteilwurde, und um meines hohen Alters. Denn ich weiß nicht, wann ich heimgehen werde, lebe ich doch schon viel länger als meine beiden Väter und meine Mutter. Die Absichten und den Beschluss des Allmächtigen können wir nicht erraten, da er so wertvolle gute Menschen vor der Zeit zu sich rief und mich einfäl-



tige Person dagegen über alle Maßen mit irdischem Glück segnete.

Ich will Ihnen, verehrte Frau Blount, die gewünschte Nachricht vom Tod meines Vaters geben. Aber bedenken Sie bitte, dass ich mich nun befeiligen muss, mich einer Zeit zu erinnern, die mehr als sechzig Jahre zurückliegt. Mir ist daher manches Faktum entfallen. Umso klarer sehe ich jedoch meinen Vater. Ja, ich sehe ihn sogar klarer, als es dem kaum zwanzigjährigen Mädchen vergönnt war, welches ich damals war.

Es wird, des Himmlischen Wille geschehe, gewiss der letzte Anlass für mich sein, von meinem Vater zu sprechen. Daher habe ich den festen Vorsatz, Ihnen, die Sie mir fremd und vertraut zugleich sind, so offen wie mir möglich entgegenzutreten. Ich will die Rücksichten gegen gewohnte Ordnung und mein Geschlecht geringer achten als meine Erziehung durch einen so hervorragenden Vater. Ich will Ihnen getreulich berichten, dessen ich mich erinnere, und alles hintenanstellen, was der Wahrheit abträglich ist. Ich bin eine sehr alte Frau und daher vieler Pflichten entbunden. Außer der einen, der zur Wahrheit, da diese meinem Vater die höchste Tugend war.

Ich nenne ihn meinen Vater, wenngleich er nicht mein leiblicher Erzeuger gewesen ist. Aber da er mir



Vater war und der beste zudem, will ich ihm keinen anderen Titel geben. Ich war ein kleines dummes Ding von acht oder neun Jahren, als mein leiblicher Vater starb. Gewiss habe ich Tränen um seinen Verlust vergossen, aber ich war zu klein, um dieses Unglück vollständig zu erfassen. Und so hat mir der Himmel einen zweiten und nicht geringeren Vater wohl auch darum gegeben, dass ich mit seinem Tod das ganze Unglück erfahre, vaterlos zu werden. War dies die göttliche Absicht, so konnte die Wahl meines zweiten Vaters nicht glücklicher sein.

Denn nichts in meinem langen Leben machte mich unglücklicher.

Ich werde für diesen Bericht mein altes Tagebuch nutzen. Wenn auch viele seiner Sätze mehr von den Träumen eines jungen Mädchens diktiert sind als von tatsächlichen Begebenheiten, wird es mir dennoch helfen, mich lebhafter seiner zu erinnern.

Ende Januar im Jahre 1781 fuhr mein schon lange Zeit kranker Vater nach Braunschweig hinüber, um seinen Verpflichtungen dem Hofe gegenüber nachzukommen. Den ersten und zweiten Februar war er in seinen Geschäften eines Bibliothekars Gast des Herzogs und der Herzogin=Witwe. Am zweiten Februar erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er von den Messbestellungen bei Frau Hauß in



Braunschweig schreibt und mich über sein Befinden beruhigt. Zwei Tage später erhielt ich von Johann Hermann Angott jene Zeilen, die mir alle Hoffnung nahmen und mich leider nicht zu Unrecht in Verzweiflung stürzten.

Am Abend des dritten Februar erlitt mein Vater einen Stickfluss, der ihn teilweise lähmte und ihm zeitweilig sogar die Sprache nahm. Man trug ihn auf sein Zimmer. Wie der besorgte Angott mir schrieb, verlangte mein Vater nach der endlich überstandenen Nacht lediglich nach dem Barbier. Er wollte sich zurechtmachen lassen, um dann mit der Post nach Wolfenbüttel zu seinem Malchen zu fahren.

Von Ärzten wollte er nichts wissen, obgleich er fortgesetzt Blut spuckte. Angott wie der herbeigerufene Wundarzt verwehrten ihm die Heimreise, konnten den Schwerkranken jedoch nur mit der Bemerkung beruhigen, man habe bereits nach mir schicken lassen.

Ich traf am Vierten in Braunschweig ein, gegen fünf Uhr nachmittags. Es gab ein Schneetreiben, und wie gewöhnlich zu dieser Jahreszeit dunkelte es bereits stark. Die wenigen Schritte von der Poststation zum Ägidienmarkt und zu dem stattlichen, zweistöckigen Haus des Weinhändlers lief ich, wie ich gefahren war, kaum bei Besinnung. Frau Angott



öffnete mir die Tür, half mir aus den Tüchern und dem Mantel und führte mich, unablässig auf mich einredend, in das erste Stockwerk, in dem mein Vater lag. Was Frau Angott mir erzählte, weiß ich nicht mehr, ich habe es wohl nie richtig vernommen. Ich wollte meinen Vater sehen, wollte nur zu meinem Vater. Ich war den ganzen Tag so aufgeregt, dass ich Schluckauf und ein ärgerliches Stechen in der Seite bekam, als ich endlich vor seiner Tür stand.

Ich bat Frau Angott, allein in das Zimmer meines Vaters treten zu dürfen.

Als ich die Tür leise öffnete, um ihn nicht zu wecken oder zu erschrecken, lag sein Kopf erbarlungswürdig auf dem Kissen, die Augen geöffnet und mir zugewandt, als ob er mich seit langem erwarte. Doch dauerte es einige Sekunden, bevor er mich tatsächlich wahrnahm und sah. In diesen Sekunden glaubte ich, er sei bereits gestorben, so starr, fremd und leblos war sein Blick. Als er mich endlich erkannte, ging ein Lächeln über sein Gesicht, ein Lächeln, das mich aus meiner Betäubung riss und in neue Schrecken versetzte. Dieses Lächeln verzerrte seine Züge zur Grimasse, zu einer höhnisch grinsenden Fratze. Der Stickfluss hatte seine rechte Gesichtshälfte gelähmt. Ich stürzte zu ihm, kniete neben dem Bett und presste seine kühle Hand gegen mein Gesicht. Er versuchte zu sprechen, aber







es kamen nur unverständliche, gurgelnde Laute aus dem geöffneten schiefen Mund. Dann sickerte Blut aus dem linken Mundwinkel. Ich tupfte es ihm ab und bat ihn unter Tränen, zu schweigen. Lange verharrten wir so, er mir zugewandt, sprachlos und reglos, ich vor seinem Bett auf den Knien, seine Hand an meinem Gesicht, unfähig, die Tränen zurückzuhalten.

Irgendwann trat Frau Angott ins Zimmer und führte mich hinaus. Sie brachte mich in ein Mansardenzimmer, einen Stock höher, und half mir, mich auszukleiden. Sie erklärte mir, dass dieses Zimmer direkt über dem meines Vaters liege und ich mich nicht beunruhigen müsse. Sie ging, nachdem sie mir in das Bett geholfen hatte, hinaus. Ich lag ganz still und lauschte auf die Geräusche des Hauses. Kurz danach trat Frau Angott wieder ins Zimmer. Sie brachte mir einen Schlaftrunk und nötigte mich, zuvor ein Pulver zu schlucken. Frau Angott setzte sich zu mir, sprach von meinem Vater, von ihrem Mann und von Alexander Daveson. Sie erzählte, dass die drei den Abend des dritten Februar zusammen mit größerer Gesellschaft im Klub bei Rönkendorfs verbracht hatten und dass der Weinhändler und der Kunsthändler Zeugen des Stickflusses geworden waren. Sie waren es auch, die meinen Vater ins Quartier gebracht hatten. Noch während Frau An-



gott erzählte, überfiel mich große Müdigkeit. Ich dachte noch, sie müsse mir ein Schlafmittel gegeben haben. Dann schlief ich ein.

Am nächsten Tag erwachte ich spät, gegen neun Uhr. Meine Reisetasche war ausgepackt, auf einem Stuhl neben dem Bett lagen meine Kleider. Im Kamin brannte das Feuer, davor stand eine Schüssel Wasser. Ich stand eilig auf. Nach der Morgentoilette ging ich hinunter, um nach meinem Vater zu sehen. Ich öffnete leise die Tür zu seinem Zimmer. Er lag ganz ruhig auf dem Rücken und schlief. Beide Hände hielt er nach seiner Gewohnheit ans linke Ohr. Sein Atem ging vernehmlich und regelmäßig. Ich trat nicht in das Zimmer. Nach einigen Augenblicken verschloss ich die Tür und stieg hinunter ins Erdgeschoss. In der Küche stand Frau Angott mit einer Magd. Sie kneteten Teig. Als Frau Angott mich sah, kam sie zu mir und küsste mich herzlich. Sie sagte, dass es meinem Vater besser gehe. Er habe die Sprache wiedergefunden und auch die Gesichtslähmung gehe zurück. Den Morgen sei er sehr heiter und ganz bei sich gewesen. Er erinnere sich nun auch wieder. Er habe mit Frau Angott gescherzt und sich nach seinem Malchen erkundigt. Dann habe er mit großem Appetit ein Hühnerei und zwei Wecken mit reichlich Butter gegessen. In ein paar Tagen, so hoffe er, wird er ein Hühnchen essen, und er habe



bereits heute viele Anmerkungen dazu gemacht, wie es zuzubereiten sei.

Er stehe bald wieder auf seinen Beinen, schloss Frau Angott den Bericht. Dann umarmte sie mich wieder, erkundigte sich, wie ich geschlafen habe und was ich frühstücken wolle. Sie gab der Magd Anweisungen.

Frau Angott nahm mich dann am Arm und führte mich in das Kontor, wo ihr Mann saß und arbeitete. Auch er begrüßte mich herzlich und versuchte, mir den Zustand meines Vaters in hoffnungsvollen Farben zu malen. Er habe, so sagte er mir, gleichfalls des Morgens mit meinem Vater gesprochen. Ein paar Tage der Ruhe noch, dann könne ich ihn mit mir nach Wolfenbüttel führen, um ihn zu päppeln und vollends wiederherzustellen. Er wisse, fuhr er fort, keine Hände, denen er seinen Freund lieber überlasse und in denen dieser wohlversorgter sei. Bevor ich ihm erwidern konnte, kam ein Bote aus seinem Lager. Frau Angott und ich verabschiedeten uns.

Ich frühstückte in der Küche, obgleich es Frau Angott nicht leiden und mir im Salon servieren lassen wollte. Ich sagte, ich bin es anders nicht gewohnt. Käthe, die Magd, stellte Butter, Wurst und Käse auf den Tisch und eine Kanne Kaffee, und während ich aß, sah ich den beiden Frauen zu, die Nudeln schnitten. Frau Angott erzählte von Daveson und seinem



Unglück, dem jungen Herzog so sehr zu missfallen, dass er ihn im vergangenen Jahr ins Gefängnis werfen ließ. Dann sprach sie darüber, wie alle Welt meinen Vater schätze. Die Herzogin=Mutter, die ihn bisweilen zum Essen zu sich bittet, meine gar, dass mein Vater im Braunschweigischen leicht der erste Kopf sein könnte, wenn er nicht gar so hitzig und bereit wäre, die Kritik vieler frommer Männer ruhiger zu durchdenken. So leicht, schloss Frau Angott, werde der Herzog für seine Bibliothek nicht zu so einem gelehrten Manne kommen. Aber das müsse, gottlob, nicht des Herzogs Sorge sein, denn mein Vater sei ja gerade im besten Mannesalter.

Da Käthe zu Frau Angotts Rede grimassierte, fragte ich sie, seit wann sie meinen Vater kenne und was sie über ihn gehört habe. Die Magd beugte sich nur tiefer über den ausgerollten Teig und fuhr fort, ihn zu schneiden, als ob sie meine Frage nicht gehört hätte. Frau Angott stieß sie mit dem Ellbogen an: Na, red, Käthe.

Die Magd blickte mich an und sagte dann langsam: Nun ja, gehört hab ich schon ... Dann verstummte sie und sah fragend zu Frau Angott.

Red schon, sagte die.

Die Stimme der Magd war noch schleppender geworden, als sie sagte: Nun, es ist nur, weil der Herr Pfarrer und auch der Kirchenbote, aber auch die



anderen Leute sagen, dass der Herr Bibliothekar Lessing ...

Wieder verstummte sie und sah zu Frau Angott. Diese schüttelte den Kopf und sagte: Dummes Zeug. Darauf musst du nicht hören.

Sie ging zum Wasserkran und wusch sich die Hände. Dann setzte sie sich zu mir, goss mir Kaffee nach und forderte mich auf, noch Gebackenes zu essen. Sie erkundigte sich nach Johann und Friedrich und sprach darüber, wie schlecht die Hefe geworden sei. Als ich gefrühstückt hatte, dankte ich ihr und stand auf, um nach Vater zu sehen. Neben der Küchentür stand die Magd. Beim Hinausgehen sah ich sie an. Sie lächelte freundlich und sagte: Na ja, und ich glaub's ja auch nicht alles.

Vater schlief noch. Ich setzte mich zu ihm. Als er die Augen aufschlug, erkannte er mich augenblicklich. Mein Malchen, sagte er, und seine Augen standen voll Tränen. Wir hielten uns an den Händen und sahen uns an und keiner sagte ein Wort. Endlich bat er mich, die Kissen so zu betten, dass er halbwegs aufgerichtet im Bett sitzen konnte. Als ich ihn umfasste, um ihn anzuheben, erschrak ich, wie leicht er geworden war. Nun saß er, an die Kissen gelehnt, und versuchte, mich aufzuheitern. Er fragte nach den kleinen Brüdern und ob sich Theodor gemeldet habe. Das Sprechen fiel ihm noch schwer, und auch